Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 10

Artikel: Böscheli Scherrer
Autor: R.K.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667843

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Traumhafte Fahrt im Schnee

HANS ROELLI

Ich stosse ab vom Saume
der langen, blinden Nacht.
Ein Licht hat an dem Baume,
ein Leuchtturm sich entfacht.

Ich schwebe wie im Traume
auf einem Schiffe sacht.
Der Schnee hat aus dem Raume
ein weisses Meer gemacht.

Die Ufer sind entschwunden,
ich treibe endlos hin
und höre nicht die Stunden,
und weiss nicht, wo ich bin.

Ich mag mich nicht beenden,
und komme nirgends an:
will mich wie Schnee verschwenden,
will wie der Schnee empfahn.

Böscheli Scherrer

Wer den Necker unter sich läßt und die hohe Wilket hinansteigt, welche jäh und gefährlich abfällt gegen das Dickentäli, muß schon beim letzten Bauernhause anklopfen und fragen, wo die Fährte weiterführe zu der Höhle, die der Böscheli Scherrer bewohnt. Der weglose Einstieg führt erst durch Niederholz, dann quer über schlüpfrige Runsen. Die Füße setzen ihr Bemühen bergan, bergab, und auf einmal taucht wie aus der Ferne, in der Farbe neu und sanft, wie der Rundhorizont der Bühne, das milchweiße Gefels der Höhle auf. Ein lehmgelber Streifen erweist sich als ihr Boden. Darunter setzt der Fels wieder an zum Absturz ins Tal. Die Augen brauchen Mühe, in den unruhigen Linien zu sehen, was die Ordnung seiner Behausung darstellt: ein ungeordneter Haufe der Sonne zugekehrte Holzscheiter, ein abgenutzter Sägebock, umgestülpte Kisten, ein Ofenrohr, aus dem ein blasses Räuchlein zur Höhlendecke steigt und diese schwärzt, ein Verschlag aus Brettern, ein schmales Fenster mit blindem Glas.

Ein kurzer Abstieg bringt uns zum Höhlenrand. Wir fühlen, daß der Ort im Sommer kühl, im Winter aber merklich warm sein muß. Der trockene Boden hält die Bedenken fern, daß Rheumatismen die Glieder peinigen könnten. Offen nach Süden dehnt sie sich aus, wohl zwölf Klafter lang und zwei tief. Und die Höhe würde erlauben, Pferde unterzustellen.

Wir steigen über die Scheiter, achten der blanken Beile und Sägen und wundern uns, eine Kiste mit Büchern anzutreffen. Die Neugierde heißt uns anhalten und blättern: alte Kalender, Kirchenbücher, Schulbücher, vergilbte Zeitungen. — Einige Schritte weiter treffen wir den Herd: ein paar Steine, darüber eine schwarze Pfanne, etwas Unbestimmtes bildet ihren Inhalt. (Wir erfuhren später, daß er der Rest des Kaffees war.) Das Feuer glimmt unter weißer Asche. Im Umkreis stehen auf Steinen, Brettern und Kisten verbrauchte Konservenbüchsen; sie ersetzen Krüge, Tassen und Schüsseln. Gegen den Felsgrund hin lehnt eine Kiste mit doppelter Wandung. Wer unartigerweise den Deckel hebt, gewahrt darin Vorrate von Käse, Brot und mehr, was zu erkennen im Augenblicke nicht leicht fällt.

So sehr wir geneigt sind, die Unordnung als erstes Merkmal bei all den herumliegenden Dingen zu nennen, so tragen bei nachdenklichem Betrachten alle diese Dinge doch die Spur einer ordnenden Hand, seiner Hand. Ihm bedeutet eine gewendete, alte Hose mit ausgefransten Stößen an eine Astgabel gehängt, was der saubern

Hausfrau die blendene Wäsche am Seil. Die Scheiterstöcke und gekippten Kisten, was wahllos herumzustehen scheint, bedeuten ihm die Fauteuils im Salon des Genießers.

Wir drücken unsere Gesichter an die kleine Scheibe am Verschlag. Im Halbdunkel erblicken wir die Umrisse eines Bretterschragens, auf dem sich braune Decken und derbe Männerkleider häufen. Zwischen diesem Lager und der Felswand klafft ein leerer Raum.

Die Lagerstatt scheint verlassen. Unsere Scheu überwindet sich, und unsere Faust drückt am Türriegel. Kein Schloß schließt ab, was sein Eigenstes hütet. Die Türe öffnet sich unter dem Druck unserer Hand. Wir stehen drinnen in seinem Schlafgemach, in seinem letzten Refugium.

Die Augen haben sich nur langsam an das Dämmerige des Raumes gewöhnt. Um so plötzlicher lassen sie uns innehalten. Aus dem Wust der Decken und Kleider schaut uns ein Kopf entgegen! Die Haare grau und kraus, das Gesicht männlich, voller Runzeln, wettergebräunt, durchzogen von tiefen Linien bewußten, bemeisterten Willens.

Die Sonne hatte ihren höchsten Stand um Weniges überschritten. Unser Kommen mag den Böscheli Scherrer geweckt haben, genau so sah er aus. Er blinzelte nach der offenstehenden Türe und muß unsere Gestalten als Schattenrisse wahrgenommen haben, denn wir befanden uns zwischen ihm und der Sonne. Sollen wir fliehen?

Wir haben über ihn schon allerlei erzählen gehört, unten im Tal, in den Dörfern, in den Wirtsstuben. Schon über zwanzig Jahre haust er hier oben in der Höhle, doch nicht etwa als frommer Einsiedler, nein, nur als Einzelgänger, sowie etwa Ahasverus oder der Mann im Mond. Die einen reden schlecht über ihn, die andern schildern ihn uns als Sonderling, den die unterschiedlichsten Ursachen zu seiner Lebensart geführt. Die Sage bemächtigte sich seiner. Und wenn wir alles über ihn erfragen wollten, am Ende wüßten wir doch die Wahrheit nicht. Sein Alter zählt siebzig Jahre. Winter und Sommer, bei Unwetter und Kälte haust er in seiner Höhle. Ein flackerndes Kerzenlicht hilft ihm über die Zeit der langen Nächte hinweg. Vom tropfenden Felsen sammelt er das Wasser. Er holt einmal in der Woche beim nächsten Bauerhof etwas Milch. Mitunter steigt er auch zu Tal, um zu kaufen, was er benötigt. Das wenige Geld verdient er, indem er im Auftrag der Besitzer in den umliegenden Wäldern das dürre Holz zu Reisigwellen bindet, was ihm den Namen „Böscheli (Bürdeli) Scherrer" eingetragen hat.

Jetzt hält er seine Augen ganz offen. Er reckt sich auf dem harten Lager, und gleich erschrecken wir. Wie zur Zeit des Mittelalters legt er sich ohne Hemd zum Schlafen. Was soll die Wäsche ihm denn nützen, wo zum Waschen ihm die Gelegenheit doch fehlt? Wir grüßen verlegen. Unser Einbruch in seine intimste Sphäre verschlechtert unser Gewissen. Wir sind froh, ihm als Gruß eine kleine Gabe aus Brot und Käse reichen zu können, was wir aus unserer Tasche kramen. Er nimmt zwar wenig Notiz von unserer Aufmerksamkeit: „Legt's nur dorthin!" und deutet nach einer Kiste, auf deren abgegriffenem Deckel die Spuren vieler Mahlzeiten zu erkennen sind. Diese Kiste mag bei schlechtem Wetter seinen Tisch ersetzen.

Wir wissen, daß er keine Uhr besitzt und fragen ihn nicht ohne ein Quantum Bosheit nach der Zeit. Er sucht mit zugekniffenen Augen den Stand der Sonne und nennt uns dann die Zeit auf eine Viertelstunde genau. Er erklärt uns, als wolle er sich entschuldigen, weil wir ihn um diese Zeit liegend angetroffen, daß er nicht geschlafen, nur geruht habe, nachdem gerade keine Arbeit ihn Nützlicheres tun heiße. Er spricht sicher und auffallend laut. Unsere Frage nach seiner Gesundheit macht ihn unwirsch, denn er weiß nichts von Krankheit. Nach seiner Meinung kennt die Natur kein Kranksein. Krank ist nur der Eingebildete, der zum Arzt läuft. Wer krank wird, trägt die Schuld selbst durch die Art seines Lebenswandels. Er selber ist gesund, er klagt nicht, er wünscht nicht, es scheint, die Glückseligkeit sei mit ihm. Er liebt seine Einsamkeit und die Zwiesprache mit sich und dem, den er Gott nennt.

Und nun löst seine Vorstellung von Gott und der Welt einen Hagel von Wörtern aus, welche auf uns herniederprasseln, als wären wir just als die Abgesandten alles Bösen zu ihm hinaufgepilgert. „Kultur, Ränkesucht, Machtsinn haben die Welt schlecht gemacht, diese Welt wird und muß unter-

gehen." In seiner prophetischen Schau sieht er den Untergang des Dritten Reiches nur als Vorspiel zur allgemeinen Götterdämmerung. Die Sprache ereifert sich, steigert sich zum Fortissimo. Seine Augen sehen an uns vorbei, vorbei an dem Felsrand, sie starren ins Unendliche.

Wir hätten ihn gerne verlassen. Unsere Blicke irren verlegen im Raume umher: die Ritzen zwischen den Brettern und dem Felsen sind mit Lappen verstopft. Schuhwerk, Wasserkübel stehen umher, niedliche Mäuschen rennen nach versprengten Brocken.

Seine Stimme steigert sich noch mehr. Wir müssen sie gewähren lassen. Was sich an Gedanken in seinem Hirn durch die Tage, durch die Nächte anhäufte, was an Drang, sich mitzuteilen zurückgedämmt ward, bricht aus, entleert sich vor unseren Ohren. Immer mehr richtete sich sein sehniger Körper auf — „Demütigt Euch!"

Jetzt sackt er zusammen, noch beben seine Lippen, die Stille kehrt zurück. Wir nützen sie zum Abschied und verlassen Gemach und Höhle. Auf der selben Fährte, die uns hieher geführt, kehren wir zurück. Dort, wo unsere Augen sie zum ersten Male gesehen haben, schauen wir noch einmal zurück: „Ein sonderlicher Mensch, lebt ohne Pflege und Geistesnahrung, erduldet alle Unbill der Witterung, wird alt und bleibt gesund und fühlt sich glücklich zugleich. Er träumt von einem Auftrag, und sein Traum trägt ihn höher hinauf als uns Menschen vom Tal alle Bildung und aller herkömmliche Glaube." r. k.

Abendansprache Pestalozzis an sein Haus (23. Januar 1810)

„Es dünkt mich, ihr solltet auch einmal an den Winter denken. Alles ist jetzt mit Schnee bedeckt; alles steht jetzt still, Pflanzen, Bäume, Wasser; die Schöpfung scheint tot. Aber auch im Winter scheint die Sonne; auch die Tage des Winters sind schön; auch die Tage des Winters haben Freuden. Womit läßt sich der Winter vergleichen? Sehet, wenn im Frühling die Saat aufgeht und den Sommer durch fortwächst, gibt sie im Herbst die Frucht, die uns im Winter erquickt. Aber die Erde ruht. Wer in seinem Frühlinge sich entfaltet und im Sommer aufwächst zu fruchtreichen, herbstlichen Tagen, darf den Winter nicht fürchten; auch der Mensch findet im Alter, in seinen Wintertagen, Erquickung und Ruhe, aber nur dann, wenn er sich in seiner Jugend zur Reifung entfaltet hat, dann sind ihm die Tage des Winters Freude und Erquickung. Wann ist der Bauer im Winter froh? Wenn er sein Feld schlecht bestellt hatte und eine schlechte Ernte machte, dann freut er sich nicht; er kann den Winter nicht froh leben, wenn die Saat unter dem Schnee nicht gut bereitet ist, und der Mensch kann in seinem Alter nicht froh sein, wenn das Werk seiner Tage im Winter nicht gereift ist. Und wie der Bauer zufrieden auf seine Saat blicken kann, so kann der Mensch denken: Meine Arbeit ist vollendet. Die Arbeiten der Jugend werden sich im folgenden Mannesalter im neuen Leben zeigen.

Wenn auch ihr wollt Wintertage finden, wo ihr froh zurückblicken könnt auf euer Leben, was müßt ihr tun in eurer Jugend? Wenn ihr im Frühling nur Kraft ausbildet, daß sie zur Stärke des Sommers heranwächst und im Herbste edle Früchte bringt, dann kehrt Zufriedenheit im Herzen ein; mit Ruhe und Heiterkeit kann der Mensch nach einem gut verbrachten Leben auf sein Totenbett schauen. Wenn ihr die Freuden des Winters genießt, so denkt an euren Winter und bittet Gott, daß er euch vorbereite auf ein frohes Alter. Bittet Gott, daß ihr Gutes säet, und daß eine gute Saat in eurem Leben aufgehe. Überläßt euch einen Augenblick dem Nachdenken über den Gang des Lebens von der Jugend zum männlichen Alter, zur Reife des Herbstes und zur Schwäche des Alters und bedenket, wie ruhig der dem Grabe entgegensehen kann, der den Grund eines seligen Alters in seiner Jugend gelegt hat. Bittet Gott, daß er euch stärke, daß die Saat eures Lebens einst hinter eurem Grabe aufgehe."